

Biologische und soziale Grundlagen der Sprache

Interdisziplinäres Symposium des
Wissenschaftsbereiches Germanistik der
Friedrich-Schiller-Universität Jena,
17.–19. Oktober 1989

Herausgegeben von
Peter Suchsland

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1992



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Biologische und soziale Grundlagen der Sprache : interdisziplinäres Symposium des Wissenschaftsbereiches Germanistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 17.–19. Oktober 1989 / hrsg. von Peter Suchsland. – Tübingen : Niemeyer, 1992

(Linguistische Arbeiten ; 280)

NE: Suchsland, Peter [Hrsg.]; Universität <Jena> / Wissenschaftsbereich Deutsch; GT

ISBN 3-484-30280-1 ISSN 0344-6727

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1992

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

Einband: Hugo Nädele, Nehren

Bruno Strecker

Zur Evolution von Sprachfähigkeit und Sprache

0. Funktionale und biologisch-naturgeschichtliche Erklärung

Natürliche Sprachen sind, wie immer man sich ihre naturgeschichtliche Fundierung vorzustellen hat, gesellschaftliche Erzeugnisse, *des faits sociaux*, wie de Saussure erkannt hat. Die Entstehungsgeschichte solcher Sprachen ist zumindest anfänglich eine Geschichte von Problemlösungen. Das heißt: Unsere Ahnen fanden sich nicht auf wundersame Weise als sprechend vor und haben Sprachen auch nicht aus Tollerei entwickelt, sondern sie haben sie zum Zweck eines kommunikativen Handelns entwickelt, das seinerseits der Einwirkung auf Stimmungen, Einstellungen, Verhaltensweisen und Handlungen von Artgenossen dient. Womit weder gesagt sein soll, daß die Entwicklung von Sprachen ganz auf das Auftreten von Problemen zurückgeführt werden kann, noch, daß die Individuen, die zur Entwicklung sprachlicher Problemlösungen beigetragen haben, in irgendeinem Sinn beabsichtigt haben, Sprache zu schaffen. Was sich über ihrem Handeln ergab, war, um eine Charakterisierung Kellers aufzugreifen, ein *Phänomen der dritten Art*, d.h. weder ein Naturprodukt, noch ein Kunstprodukt, sondern vielmehr ein Werk der unsichtbaren Hand. Siehe Keller (1985), Ferguson (1973), Smith (1976).

Als *Entwicklung von Problemlösungsstrategien* kann die Entwicklung von Sprachen als sinnhaft verstanden werden, und es ist ein ebenso legitimes wie verständliches Erkenntnisinteresse, wenn man den funktionalen Sinn, der sich in den Formen des sprachlichen Ausdrucks manifestiert, herauszuarbeiten sucht. Unverständlicherweise wird dieses Interesse von vielen - ich befürchte auch von vielen auf diesem Symposium - so gedeutet, als solle damit die Bedeutung einer biologisch fundierten spezifischen Sprachfähigkeit in Abrede gestellt werden. Vielleicht haben sich einige sogenannte Funktionalisten tatsächlich in diesem Sinn geäußert, aber das kann nichts daran ändern, daß ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen funktionaler und biologisch-naturgeschichtlicher Erklärung des Bestands an sprachlichen Formen nicht existiert. Soweit ein Gegensatz überhaupt zu sehen ist, besteht er in unterschiedlicher Gewichtung.

Richtig gesehen ergänzen sich beide Arten von Erklärung: Eine funktionale Erklärung kann und muß sich zur Natur der biologischen Voraussetzungen von Sprachen nicht äußern. Sie setzt Sprachfähigkeit pauschal voraus und ist, wenn man so will, allein damit befaßt, was Menschen auf der Basis ihrer Sprachfähigkeit an Sprache geschaffen haben. Eine biologisch-naturgeschichtliche Erklärung wiederum sucht zu erfassen, *welche generellen Strukturprinzipien* den Bau des sprachlichen Ausdrucks bestimmen. So wie Erklärungen dieser Art heute gehalten sind, können ihnen funktionale Erklärungen nicht ins Gehege kommen. Die biologisch-naturgeschichtliche Erklärung ist an der Form sprachlicher Ausdrücke nur insoweit interessiert, wie diese generellen Strukturprinzipien entspricht. Sie erfaßt die Ausdrucksformen also nur insoweit, wie diese als biologisch notwendig gelten können. Man kann auch sagen: Die biologisch-naturgeschichtliche Erklärung läßt Raum für funktionale Erklärungen. Pro

bleme zwischen diesen beiden Forschungsrichtungen können deshalb nie prinzipieller Art sein, sondern allenfalls einzelnen Phänomenen gelten, deren Status umstritten ist.

Der Umstand, daß die Natur bestimmter Ausdrucksphänomene strittig sein kann, zeigt, daß eine umfassende Aufklärung sprachlicher Ausdrucksstrukturen beide Erklärungsweisen braucht. Auf sich gestellt ist jede Erklärung in Gefahr, zu weit zu gehen und etwa biologisch fundierte Strukturen als Menschenwerk erscheinen zu lassen oder funktionale Lösungen von Kommunikationsproblemen für naturhaft zu halten. Wenn beide Erklärungsansätze im Sinn eines erkenntnistheoretischen Pluralismus in fruchtbarer Weise konkurrieren, können solche Fehleinschätzungen korrigiert werden. Zugleich können dabei die grundsätzlichen Einschätzungen verbessert werden. Fruchtbare Konkurrenz ist allerdings nur dann möglich, wenn beide Forschungsansätze sich gegenseitig tolerieren und darauf verzichten, den jeweils anderen als Verirrung oder gar als unwissenschaftlich zu diffamieren.

Fruchtbare Konkurrenz kann mit der Einsicht beginnen, daß keine Seite sich auf unmittelbar empirisch gesicherte Erkenntnisse stützen kann: Weder die naturgeschichtliche Entwicklung der menschlichen Sprachfähigkeit, noch die kulturgeschichtliche Entwicklung menschlicher Sprachen liegt offen zutage. Alles, was wir tun können, ist, theoretisch zu rekonstruieren, wie diese Entwicklungen vonstatten gegangen sein können und über welche Stufen sie wohin geführt haben könnten. Eine solche Rekonstruktion muß natürlich mit den verfügbaren Daten kompatibel sein, aber, auch wenn berühmte Linguisten viel von empirischer Adäquatheit reden, gute Rekonstruktionen sind vor allem eine Frage von Phantasie und Logik.

Gemeinsam ist funktionaler und biologisch-naturgeschichtlicher Erklärung freilich nur die Tatsache, daß sie zu Rekonstruktionen greifen müssen. Die funktionale Erklärung kennt das Ende oder vielmehr die Enden der Entwicklung, die sie zu rekonstruieren sucht, nicht aber den Weg, der dahin geführt hat. Die biologisch-naturgeschichtliche Erklärung kennt den Weg, auf dem sich Sprachfähigkeit entwickeln mußte, nicht aber das Ergebnis der Entwicklung.

Die Probleme einer Rekonstruktion der frühen und frühesten Sprachgeschichte haben im 18. und noch im 19. Jahrhundert die größten Denker umgetrieben: Herder, Hamann, Rousseau, Condillac, Grimm und selbst Engels waren damit gefaßt. Heute sind solche Fragen für die herrschenden Lehren der Linguistik fast in Verruf geraten. In neuester Zeit ist allerdings im Zug einer Beschäftigung mit evolutionären Prozessen eine kleine Renaissance der Sprachursprungstheorie zu erkennen. (Siehe dazu vor allem die beiden Bände von Gessinger & v. Rahden (1989)). Ich selbst bin an anderer Stelle (Strecker 1987) ausführlich auf diese Probleme eingegangen und habe in einem groß angelegten Gedankenexperiment versucht, unter Voraussetzung einer von Anfang an voll verfügbaren Sprachfähigkeit mögliche Entwicklungen zu skizzieren. Leider ist es mir noch nicht gelungen, andere für dieses Experiment zu begeistern, um es über die Zufälligkeiten meiner Phantasie hinauszuführen. Vermutlich kann erst ein Paradigmenwechsel in der Linguistik den Sinn solcher Bemühungen wieder deutlich machen.

Die Probleme einer Rekonstruktion der menschlichen Sprachfähigkeit haben ungleich mehr Interesse gefunden. Das zeigt nicht zuletzt dieses Symposium. Die Überlegungen dazu sind allerdings von Anfang an recht seltsam verlaufen. Zwar hat man - oder vielleicht sollte ich sagen: hat Chomsky - sinnvollerweise bei den Schwierigkeiten angesetzt, die es bereitet,

den kindlichen Spracherwerb zu begreifen, dann aber sehr schnell davon gesprochen, daß diese Schwierigkeiten nur durch eine biologisch fundierte, spezifische Sprachfähigkeit zu bewältigen seien, die ein autonomes mentales System seien. Diese Annahme hat die Diskussion, wie ich meine, ohne Not in eine wenig fruchtbare Richtung gebracht und letztlich zu Thesen geführt, die unter evolutionstheoretischem Aspekt mehr als problematisch ist.

1. Die These von der Sprachfähigkeit als mentalem Organ

Vermutlich wird niemand bestreiten, daß die Sprachbeherrschung erwachsener Menschen auf spezifischen Fähigkeiten beruht und nicht etwa auf einer unmittelbaren Anwendung so allgemeiner Fähigkeiten wie Analogiebildung, induktivem und deduktivem Schließen: Wären wir beim Sprechen allein auf diese vergleichsweise elementaren mentalen Fähigkeiten angewiesen, dann wären zumindest weitaus längere Verarbeitungszeiten für sprachliche Daten unausweichlich, weil wir in gewisser Weise immer neu bei Adam und Eva beginnen müßten. Unsere Verarbeitungsgeschwindigkeit wäre in etwa die eines mittelmäßigen Lateinschülers, der sich jeden Satz mühsam erarbeiten muß. Möglicherweise wären wir zur Beherrschung einer Sprache überhaupt nicht fähig.

Bedeutet das, daß damit Chomskys These von der Sprachfähigkeit als einem "mentalen Organ" akzeptiert wäre? Ich glaube: nein. Statt soweit zu gehen, gleich ein spezielles Organ für die Sprachfähigkeit zu postulieren, sollte man zunächst einmal erheben, welche Fähigkeiten Spracherwerb und Sprachbeherrschung voraussetzt. Diese Fähigkeiten zu bestimmen ist das eigentliche Problem, und es ist von eher marginaler Bedeutung, ob sie ein eigenständiges Organ in Anspruch nehmen oder nicht. Tatsächlich führt die Annahme einer spezifischen autonomen Sprachfähigkeit, wie bereits festgestellt, unnötig in Schwierigkeiten: Während unter evolutionstheoretischem Aspekt nicht-sprachspezifische Fähigkeiten, die gleichwohl Spracherwerb und Sprachbeherrschung ermöglichen können, problemlos denkbar sind, ist eine biologisch fundierte autonome Sprachfähigkeit nur um den Preis eines doppelten Wunders zu haben. Wenn wir tatsächlich mit einer solchen Fähigkeit geboren werden sollte, dann muß sich diese Fähigkeit in einem langen evolutionären Prozeß ergeben haben, und ich glaube, anhand einiger sehr allgemeiner Überlegungen zur natürlichen Selektion zeigen zu können, daß sich dergleichen nie ergeben konnte.

Als alternative Erklärung schlage ich vor, die menschliche Sprachfähigkeit - soweit sie nicht mit einer durchaus potenten und artspezifischen Denkfähigkeit gegeben ist - als etwas zu betrachten, das jedes menschliche Individuum - eine für Menschen normale allgemeine Intelligenz vorausgesetzt - im Zug seines Spracherwerbs entwickelt, um es künftig in der Art eines Software-Programms für eine schnellere und damit effizientere Verarbeitung sprachlicher Daten verfügbar zu haben. Natürlich kommt auch diese Erklärung nicht ohne Rekurs auf angeborene Fähigkeiten aus, doch, was dabei als angeboren vorauszusetzen ist, reicht weit über eine spezifische Sprachfähigkeit hinaus: Vorauszusetzen ist, über so hoch entwickelte Fähigkeiten wie etwa die Gestalterkennung hinaus, die Fähigkeit, eine Art Makros zu entwickeln und zu speichern, die erlauben, komplexe Aufgaben wesentlich zügiger und

bequemer zu lösen, als dies auf der Grundlage der hardwaremäßig gegebenen Fähigkeiten allein möglich wäre.

Chomsky stützt seine These auf Beobachtungen des kindlichen Spracherwerbs sowie sprachspezifischer Aphasien. Was er als Evidenz für seine These ansieht, kann zugleich als Argument gegen meine Auffassung gelten: Wenn Spracherwerb nur auf der Basis spezifischer angeborener Fähigkeiten denkbar ist, dann kann es natürlich nicht sein, daß sich eine spezifische Sprachfähigkeit erst im Zug des Spracherwerbs entwickelt. Ich glaube aber, daß die Schlüsse, die Chomsky aus seinen Beobachtungen zieht, nicht zwingend sind, und werde versuchen zu zeigen, daß man die fraglichen Phänomene auch anders erklären kann.

Wieso glaubt Chomsky, spezifische angeborene Fähigkeiten annehmen zu müssen? Seine Hauptargumente sind, wenn ich ihn richtig verstehe, die Kürze der Zeit, in der ein Kind eine natürliche Sprache erwirbt, obwohl es ständig mit fehlerhaften Inputdaten konfrontiert wird, und die Fehler, die es dabei nicht macht, obwohl sie zu erwarten wären, wenn das Kind nur allgemeine logische Analyseprozeduren und Analogiebildung zur Verfügung hätte.

Chomskys Überlegung wirkt dann überzeugend, wenn, man den kindlichen Spracherwerb aus derselben syntaktischen Perspektive betrachtet wie er und wenn man seine Annahmen über die generellen mentalen Fähigkeiten teilt. Die empirischen Daten, die unter solchen Voraussetzungen zu erheben sind und die, laut Chomsky, entscheiden müssen, was und wieviel als angeboren gelten muß, sind aber weit theoriebedingter, als mancher das haben möchte: Die syntaktische Perspektive blendet von Anfang an alles aus, was ein Kind bei der Analyse der Ausdruckseinheiten unterstützen könnte, und die Annahmen über nicht sprachspezifische Fähigkeiten stellt diese ohne weitere Begründung selbst als sehr unspezifisch dar.

Geht man davon aus, daß zu den nicht-sprachspezifischen Fähigkeiten von Menschen gehört, *Gestalt* wahrnehmen zu können, dann läßt sich, um ein bekanntes Beispiel aus den "Reflections on Language" aufzugreifen, ohne Schwierigkeit erklären, weshalb kein Kind auf die Idee kommt, strukturunabhängig Fragen zu bilden. Es erkennt ein Argument, das in Form einer durch einen Relativsatz modifizierten Nominalphrase gebildet wurde, als eine funktionale Einheit, als *eine* Gestalt. Das heißt: Die strukturelle Einheit kann über die semantisch-funktionale Einheit erkannt werden. Die Funktion, die das Kind zunächst am einfacheren, da nicht modifizierten Fall kennengelernt hat, kann es der komplexeren Phrase zuerkennen, weil es über die generelle Fähigkeit verfügt, Gestalt wahrzunehmen und eine Position in einem größeren Ganzen auch dann noch als eine zu erkennen, wenn sie ausgebaut wurde. Die Fähigkeit, die ich hiermit annehme, läßt sich bei Kindern im Umgang mit Bildern und Gerätschaften nachweisen, und ich sehe keinen Grund, warum sie nicht auch beim Spracherwerb zum Tragen kommen können sollte, zumal das Erkennen von Funktionseinheiten in den relevanten Lernsituationen vielfältig unterstützt wird.

Soweit scheint also die Annahme einer biologisch fundierten spezifischen Sprachfähigkeit nicht erforderlich. Ein weiteres Argument, das zugunsten einer solchen Annahme immer wieder vorgebracht wird, ist, daß Kinder korrekt sprechen lernen, obwohl ihre Inputdaten defekt sind, und daß sie, wie man annimmt, Dinge lernen, die durch diese Daten überhaupt nicht angezeigt werden. Hierzu ist wieder festzustellen, daß die Lernsituation, und mit ihr die tatsächlich verfügbaren Inputdaten unterschätzt werden. Wieso, um ein Beispiel Bierwischs

aufzugreifen, glaubt man, davon ausgehen zu müssen, daß ein Lerner keine Information darüber erhält, daß ein Satz wie *Das Brett ist ein Meter kurz* inkorrekt ist? Selbstverständlich erhält er diese Information, nur eben nicht explizit. Wir lernen zahllose Verhaltensmuster, ohne daß sie jemals explizit angesprochen würden. Man braucht nur an sogenannte Tabus zu denken, zu deren Charakteristik gerade gehört, daß sie von jedermann als Tabus erkannt werden, obwohl peinlich vermieden wird, ausdrückliche Informationen darüber zu geben (siehe dazu Kuhn (1987)).

Zweifel an den empirischen Daten, auf die sich die Annahme eines autonomen Sprachmoduls glaubt stützen zu können, scheinen mithin nicht unberechtigt. Aber unsere Kritik bleibt nicht beim Zweifel stehen. Sie bringt eine evolutionstheoretische Grundannahme in Erinnerung: Als mentales Organ muß sich die menschliche Sprachfähigkeit, wie andere Organe auch, in einem langen Selektionsprozeß entwickelt haben, in dessen Verlauf sie sich in immer potenteren Formen als vorteilhaft für die Individuen erweisen mußte, die über sie verfügten. Organe, die sich nicht diesem Prozeß verdanken, gibt es nicht. Zwar stimmt es, wie Bierwisch ausgeführt hat, daß die Selektion nicht erbarmungslos alles aussondert, was sich nicht unmittelbar als vorteilhaft erweist, aber niemand wird die Entstehung eines so komplexen Organs, wie es ein autonomes Sprachmodul zu sein hätte, ernsthaft auf eine Stufe mit farbenprächtigen luxurierenden Schmetterlingen oder dergleichen stellen wollen: Der Zufall kann ausgefallene Formen hervorbringen. Komplexe Systeme kann nur die natürliche Selektion aufbauen.

Man kann diese These zurückweisen. Chomsky, Bierwisch, Felix und Fanselow haben das wiederholt getan, da sie sehr wohl anerkennen, daß ihre Konstruktion unter dieser Voraussetzung nicht aufrechtzuerhalten ist. Aber ihr bloßes Insistieren auf der Existenz anderer evolutionssteuernder Prozesse als eben dem der natürlichen Selektion kann kaum als Argument gelten. Wenn wissenschaftlicher Diskurs nicht aufgegeben werden soll, muß namhaft gemacht werden, welche alternativen Prozesse da wirksam sein sollen. Selbstorganisation, wie sie etwa von Tembrock in einer Kritik dieser Ausführungen genannt wurde, stellt für sich keinen derartigen Prozeß dar: Zwar ist Selbstorganisation ein wesentliches Moment evolutionärer Prozesse, aber sie kann erst auf dem Weg natürlicher Selektion wirksam werden.

Man kann natürlich auch ganz auf Erklärung verzichten oder einen kreationistischen Standpunkt einnehmen, was letztlich auf dasselbe hinausläuft. Mit der Annahme eines Schöpfers wird für denkende Menschen nichts erklärt, sondern nur der Wunsch nach Erklärung frustriert: Der Schöpfer wirkt als Joker, als wahrer *deus ex machina*. Man erspart sich, Rechenschaft von der Welt zu geben, indem man das zur Sorge eines anderen erklärt. Eine Evolutionstheorie allerdings, die ohne natürliche Selektion auszukommen sucht, wird eine leichte Beute für jeden Kreationisten, der nur auf die extreme Unwahrscheinlichkeit der Entwicklung hinweisen mußte: Ein wöchentlicher Lotteriegewinn durch dieselbe Person wäre im Vergleich dazu fast schon eine Selbstverständlichkeit (siehe hierzu Dawkins (1986) auch Monod (1971), und Eigen/Steger (1975)).

Besteht man auf einer evolutionstheoretisch haltbaren Erklärung der menschlichen Sprachfähigkeit, so gibt es keine Alternative zu unserer These: Weder kann sich dieses mutmaßliche

Organ gleichsam im Schatten der allgemeinen Entwicklung ohne Kontrolle durch die natürliche Selektion soweit entwickelt haben, bis es für die Zwecke einer Sprachentwicklung zu gebrauchen war, noch kann es sprunghaft entstanden sein.

Eine sprunghafte Entwicklung, die im Zug großer oder gar einer einzigen großen Mutation eine autonome Sprachfähigkeit zustande gebracht haben könnte, ist aus mehreren Gründen auszuschließen.

(i) Der ganz große Sprung ist so unwahrscheinlich wie eine Entwicklung, die selektionsneutral ist. Kleinere Sprünge sind weniger unwahrscheinlich, aber immer noch so gut wie auszuschließen, weil erst eine Addition unwahrscheinlicher Ereignisse das Ergebnis hervorbringen könnte.

(ii) Wenn durch ein Wunder, d.h. eine unerwartet große Mutation - ein Individuum zu einem mentalen Organ gekommen wäre, das es zum Erwerb einer hochentwickelten Sprache befähigen würde, dann wäre dieses Wunder völlig nutzlos, eine Sackgasse der Evolution, weil dieses arme Individuum keine Chance hätte, seine prinzipiell gegebene Überlegenheit in eine praktische Überlegenheit umzusetzen: Da seine Sprachfähigkeit, wie angenommen wird, unabhängig von seiner allgemeinen Intelligenz wäre, gibt es keinen Grund anzunehmen, daß dieses Individuum seinen Artgenossen beim Lösen der überlebenswichtigen Probleme überlegen wäre. Die Vorteile, die es aus seiner Sprachfähigkeit ziehen könnte, liegen brach, weil eine Sprache, die es erlernen könnte, nicht existiert und ebensowenig ein einziger anderer, mit dem das sprachbegabte Individuum ins Gespräch kommen könnte.

Damit eine solche Sprachfähigkeit unter Menschen allgemein werden könnte, müßte es dem Wunderkind gelingen, die in seiner DNS gespeicherte Information so erfolgreich zu vererben, daß dadurch die Erbinformationen der konkurrierenden Erzeuger verdrängt würden. Natürlich ist das nicht grundsätzlich auszuschließen, aber, da ein Selektionsvorteil durch die neue Fähigkeit noch über viele Generationen hin nicht anzunehmen ist, muß schon ein zweites Wunder bemüht werden, um eine solche Entwicklung möglich zu machen.

Eine evolutionäre Entwicklung der menschlichen Sprachfähigkeit als autonomen Organs könnte nur unter einer Voraussetzung als möglich betrachtet werden: Die Entwicklung der Sprachfähigkeit müßte mit der Entwicklung der Sprache verzahnt gewesen sein: Erste Ansätze zu dem, was heute unsere Sprachfähigkeit ausmachen soll, müßten bereits zur Ausbildung erster primitiver Sprachen und vor allem auch erster sozialer Lebensformen geführt haben, die diese primitiven Sprachen zu ihrem Vorteil nutzten. Nur dann ist nämlich für die Ausbildung der Sprachfähigkeit ein Selektionsvorteil denkbar, der für die unbedingt erforderliche Ausbreitung der entsprechenden Erbinformation sorgen könnte.

Geht man von einer Verzahnung der Entwicklungen von Sprachfähigkeit und Sprache aus, dann kann dabei kaum die Entwicklung einer autonomen Syntax im Vordergrund gestanden haben: Die ersten sprachlichen Mittel dürften keine sehr ausgeprägte syntaktische Komponente gehabt haben. Selbst erste Kombinationen von zwei bis drei bedeutungstragenden Ausdruckseinheiten dürften noch weitgehend unter pragmatisch-funktionalem Aspekt organisiert gewesen sein, oder, wie Givón (1979) sagt, in einem "pragmatical mode" gehalten gewesen sein.

Nun könnten erste Kombinationen noch rein additiv gewesen sein, aber kann noch von pragmatisch-funktionaler Organisation die Rede sein, wenn an die Stelle additiver Strukturen Operator-Operand-Beziehungen treten? Chomsky nimmt an, daß mit der Befähigung zur Repräsentation solcher Beziehungen der entscheidende Schritt zur Sprachfähigkeit getan ist. Ich will dem nicht widersprechen, aber ich sehe Grund, daran zu zweifeln, daß sich eine solche Befähigung, wenn sie sich durch eine Mutation ergeben haben sollte, jemals hätte ausbreiten können, wenn sie sprachspezifischer Natur gewesen wäre: Zwar wäre im Fall einer verzahnten Entwicklung von Sprache und Sprachfähigkeit bereits eine Praxis vorhanden, in der sich ein entsprechend befähigtes Individuum produzieren könnte, aber seine Überlegenheit würde ihm kaum einen Vorteil verschaffen. Zum einen hätte es mit Partnern zu tun, die keinerlei Sinn für sein Können hätten, zum anderen müßten ihm noch auf längere Zeit geeignete Begriffe fehlen.

Sicher wären derart begabte Individuen dazu in der Lage, aus dem Bestand an monolithischen Ausdrücken nach und nach Operatoren und Operanden zu bilden und damit die Sprachentwicklung entscheidend weiterzubringen, aber die Zeit, die sie für diese kulturelle Leistung brauchen dürften, könnten sie nur überbrücken, wenn sie auch sonst überdurchschnittlich wären. Plausibler erscheint mir hier die Annahme, daß die einschlägige Befähigung sich längst als nicht sprachspezifische in der Überlebensgemeinschaft bewährt hat, wenn sie erstmals sprachbezogen zum Einsatz kommt: Dann nämlich bestünde die Chance, daß ihre Überlegenheit schnell erkannt würde und das neue Verfahren Schule macht.

Mit dieser Annahme habe ich aber bereits die Voraussetzung einer verzahnten Entwicklung aufgegeben und bin übergegangen zu einer Hypothese, die eine voll entwickelte und auch biologisch fundierte Sprachfähigkeit zur Voraussetzung der gesellschaftlichen Konstruktion von Sprachen macht, ohne freilich davon ausgehen zu müssen, daß es sich bei dieser Sprachfähigkeit um ein eigenständiges mentales Organ handelt. Sprachfähigkeit in diesem Sinn ist die Anwendung einer umfassenderen Fähigkeit auf ein spezielles Problem: den Aufbau und den Nachvollzug sprachlicher Strukturen.

Literatur

- Bierwisch, M. (1989): Probleme der biologischen Erklärung natürlicher Sprachen (in diesem Band).
 Chomsky, N. (1975): *Reflections on Language*. New York.
 Chomsky, N. (1986): *Knowledge of Language: Its Nature, Origin, and Use*. New York/Westport (Conn.)/London.
 Dawkins, R. (1986): *The Blind Watchmaker*. London.
 Eigen, M., Steger, R. (1975): *Das Spiel*. München/Zürich.
 Ferguson, A. (1773): *An Essay on the History of Civil Society*. London.
 Gessinger, J./W. v. Rahden (Hg.) (1989): *Theorien vom Ursprung der Sprache*, 2 Bde. Berlin.
 Givón, T. (1979): *On Understanding Grammar*. New York.
 Keller, R. (1985): *Towards a Theory of Linguistic Change*. In: Ballmer, T.T. (ed.) (1985): *Linguistic Dynamics*. Berlin/New York, 211-237.
 Kuhn, F. (1987): *Tabus*. In: *Sprache und Literatur*, 60, 19-35.
 Monod, J. (1971): *Zufall und Notwendigkeit*. München.
 Saussure, F. de (1969): *Cours de linguistique générale*. Paris.
 Smith, A. (1776): *Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of the Nations*. London.
 Strecker, B. (1987): *Strategien des kommunikativen Handelns*. Düsseldorf.